

BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge Nr. 105 · 12. Dezember 2014

Ein Karlsruher in Berlin

Erinnerungen an den 4. November 1989 von Jan Knopf

Der Verfasser dieser Erinnerungen war seit 1985 ständiger offizieller Gast in der DDR, um als Miterausgeber die zwischen dem Aufbau-Verlag, Berlin/DDR und dem Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. vereinbarte gemeinsame Große kommentierte Ausgabe der Werke Bertolt Brechts in 30 Bänden (GBA) zu erarbeiten. Am 4. und 5. November 1989 hatten die Verlage in Berlin/DDR eine Herausgeber-Tagung angesetzt. Alle vier Herausgeber beteiligten sich, eingeladen von den Veranstaltern, an der Demonstration auf dem Alexanderplatz und verfolgten die Reden vom Hotelzimmer aus bei eingeschaltetem DDR-Fernsehen, das die Kundgebung live übertrug. Alle waren zu diesem Zeitpunkt noch der Meinung, dass der DDR ein langer, demokratischer Reformkurs mit einer neuen, aus freien Wahlen hervorgehenden Regierung bevorstehe, und gaben diesem Prozess etwa zehn bis 15 Jahre.

*Aber ihr Reich erinnert
An den Bau des Assyriers Tar,
jene gewaltige Festung
Die, so lautet die Sage, von keinem Heer
genommen werden konnte, die aber
Durch ein einziges lautes Wort,
im Innern gesprochen
In Staub zerfiel.* Bertolt Brecht, 1936

Am frühen Morgen des 4. November ging ich durch die leeren Straßen der Hauptstadt. Verwundert registrierte ich, dass die am Abend im Westfernsehen (wie es hier hieß) angekündigten 500 000 DDR-Bürger, die sich Fahrkarten nach Berlin erworben hätten, nicht längst die Bahnhöfe und vielleicht auch die Straßen füllten. Die S-Bahnhöfe, die ich abfuhr, waren nur mit wenigen Leuten besetzt – wie an einem gewöhnlichen Samstag, an dem die Leute ausschlieften. Vereinzelt kamen Leute mit Transparenten, noch zusammengewickelt und fast schamvoll nach unten gehalten, damit sich niemand an den Aufschriften stoßen konnte. Andere Frühaufsteher wie ich registrierten die potenziellen Demonstranten freundlich und mit Neugierde, beugten die Köpfe nach unten zu den Parolen, nickten, obwohl sie kaum etwas gelesen haben konnten. Es herrschte offenbar unausgesprochenes Einverständnis.

Ich fuhr zum Alexanderplatz und ging zum Zentrum der Bildenden Künstler. Der Alex war noch leer. In kleinen Gruppen standen Polizisten, genauer: Volkspolizisten, kurz: Vopos, in der November-Kälte. Sie hielten sich im Hintergrund und waren offenbar unsicher, wie sie sich verhalten sollten. Den Ordnungsdienst hatten die Veranstalter, federführend das Berliner Ensemble, übernommen. Die Ordner trugen grün-gelbe Schärpen mit der Aufschrift: Keine Gewalt. Die Vopos durften, so die Abmachung, nur den Verkehr regeln.

Das Zentrum der Bildenden Künstler glich einer riesigen Requisitenkammer. Transparente, Papptafeln, Unmengen an Tapeten, beschrieben, unbeschrieben, bepinselt oder leer, lagerten an den Wänden und auf dem Boden; dazu Flugblätter und Resolutionen. Alle waren sich einig, die alten Zeiten der Gängelung der Künste, der Bevormundung allenthalben, waren vorbei. Trotzdem blieb die Stimmung verhalten, und für die neuen Herausforderungen fehlte die Übung. Man begrüßte

alle Neankömmlinge freundlich, zuversichtlich, aber auch mit Fragezeichen in den Gesichtern. Was heute geschah, war ungewöhnlich, im Junkie-Jargon: abartig. Aber wer weiß, wer sich alles unter die Demonstranten mischte. Trotzdem herrschte Zuversicht: Wir stehen vor einem historischen Datum – so oder so. Veränderung war jedenfalls angesagt. Eine Papptafel trug die Aufschrift: Daß ich das noch erleben durfte!!!! Eine andere: Nur keine Gewalt!

9 Uhr. Wir gingen auf dem breiten Fußweg der Karl-Liebknecht-Straße zum Alex. Inzwischen herrschte Betrieb wie zu normalen Einkaufszeiten, nur dass wenige Autos fuhren. Der Busbetrieb war eingestellt. Wir liefen, inzwischen eine Gruppe von rund hundert Menschen, brav durch den unsäglichen Fußgängertunnel auf die andere Straßenseite dahin, wo der Fernsehturm stand. Mir fiel unwillkürlich Lenins zynischer Satz ein: Bevor sie einen Bahnhof besetzen, kaufen sich die deutschen Revolutionäre Bahnsteigkarten.

Treffpunkt war die Ecke gegenüber dem Hotel Stadt Berlin, in dem wir als offizielle Gäste des Ministerrats der DDR logierten: Suite mit zwei riesigen Fensterseiten. Da wusste ich noch nicht, dass wir später für die Kundgebung einen Logenplatz haben sollten. Die Transparente wurden entrollt, zögernd in die Höhe gehalten. Dann der Ruf: Auf die Straße! Die Demonstranten folgten mit vorsichtigem Schritt, als prüften sie noch das Terrain. Dann füllten sie wenigstens eine Straßenseite. Die Polizei sperrte endgültig die Straßen für jeglichen Autoverkehr: frei für die Demo.

Wo kamen sie auf einmal alle her? Aus der Richtung vom Prenzlauer Berg formierte sich ein unübersehbarer Menschenzug, der sich langsam in Richtung Unter den Linden in Bewegung setzte, erst wiederum zögernd, dann sicherer, selbstbewusster. Die Straße gehörte uns. Die Polizisten waren verschwunden, abgezogen? Versteckt? Vorwärts und nicht vergessen: / Wessen Straße ist die Straße? / Wessen Welt ist die Welt? Der Schlussrefrain von Brechts Solidaritätslied prangte groß von der Häuserwand des schrecklichen Betonsilos an der Karl-Liebknecht-Straße, von dem aus wir aufgebrochen waren.

Noch immer standen vereinzelt oder in kleinen Gruppen Menschen auf den Fußwegen, verwundert und unsicher, ob sie sich anschließen sollten oder besser nicht. Ein Mann verbarge seine Ratlosigkeit in mit markigen Gesten begleiteten Worten: Das ist nur eine Volksbelustigung, zum Lachen! Ich traf ihn später auf dem Alex wieder inmitten von Demonstranten. Er skandierte lachend die Sprechchöre mit wie: Stasi in die Produktion!

Mir wurde klar, der Demonstrationszug sollte einmal in größerem Bogen zum Alex geführt werden, damit er auch als gewaltige Demonstration – im Wortsinn – sichtbar würde. Vor mir fuhr ein Wagen mit einem riesigen Kleister-Kübel. Die leeren Tapeten, die ich bei den bildenden Künstlern wahrgenommen hatte, wurden mit Kleister an die Wände der Ministerien geklebt. Vom Tapetenwechsel hatte Kurt Hager gesprochen, als er die Moskauer Reformen Gorbatschows mit einer unangemessenen Metapher zuzukleistern ver-

Fortsetzung Seite 2



1677 – 1742

Foto: Stadtarchiv

Magdalene Wilhelmine

Der bis heute häufig kolportierte Ruf dieser badischen Markgräfin und Ehefrau des Stadtgründers von Karlsruhe könnte nicht schlechter sein: Moralische Frömmlerin, zänkische Xanthippe und noch dazu wenig ansehnlich sind die wenig schmeichelhaften Charakterzüge und Eigenschaften, die ihr nachgesagt werden. Wie so oft bietet genaueres Hinsehen ein deutlich differenzierteres Bild. Sie wurde 1677 als Tochter des württembergischen Herzogspaares geboren. Von ihrer Mutter religiös erzogen, erlebte sie zugleich das Interesse des elterlichen Hofes an weltlicher Musik, musizierte und sang auch selbst. Zur engeren dynastischen Verbindung der beiden Länder wurde sie 1697 mit dem Thronfolger von Baden-Durlach, Karl III. Wilhelm, verheiratet. Die ersten Ehejahre, in die auch die Geburt der drei Kinder (1701 – 1712; 1703 – 1732; 1706 – 1709) fiel, waren von Aufenthalt bei ihrer Mutter in Stuttgart und bei den Schwiegereltern im Basler Palais der Markgrafen bestimmt, während der Ehemann im Spanischen Erbfolgekrieg im Feld stand.

Der ausschweifende Lebenswandel Karl Wilhelms, an dem auch Ermahnungen des Vaters und ihre mutige Klage beim deutschen Kaiser nichts zu ändern vermochten, führten zur Zerrüttung der Ehe. So beschloss die Markgräfin 1718, als Karl Wilhelm seine Residenz von Durlach in das 1715 neu gegründete Karlsruhe verlegte, mit ihrem Sohn in Durlach wohnen zu bleiben. Sie suchte fortan Trost in ihrer Religion, was ihrem kleinen Hof bei Chronisten den Ruf einbrachte, mehr einem andachtsvollen Kloster als einer fürstlichen Residenz zu gleichen. Gleichwohl nahm sie gelegentlich an Feierlichkeiten und Festen mit ihrem Hofstaat in Karlsruhe teil. Vor allem aber erwarb sie sich und dem Haus Baden-Durlach Ansehen und Zuneigung durch Wohltätigkeit für Arme und Kranke.

Große Verdienste um das Land erwarb sie sich nach dem Tod ihres Sohnes und der psychischen Erkrankung von dessen Ehefrau im Jahr 1732 als Erzieherin des späteren Regenten Karl Friedrich. Zur geachteten Landesmutter wurde sie im Polnischen Erbfolgekrieg 1733 – 1736, als sie in Durlach blieb und dank ihres Ansehens mit dazu beitrug, die Kriegslasten für Baden-Durlach zu lindern. Nach dem Tod Karl Wilhelms übernahm sie 1738 mit Markgraf Karl August Reinhard die vormundschaftliche Regierung für den minderjährigen Erbprinzen. Bestattet wurde sie in der markgräflichen Gruft in der Schlosskirche Pforzheim, wo auch das Herz ihres Mannes ruht.

Wie schon in jüngeren Publikationen über Karl Wilhelm wird auch die zum Stadtjubiläum 2015 geplante Ausstellung im Landesmuseum Anlass bieten Leben und Leistung dieser Markgräfin angemessen zu würdigen.

Manfred Koch

suchte. Nun erhielten sie die DDR-Oberen um ihre Wendehälse und Doppelköpfe geklebt.

Ein Schauspieler lief auf dem Fußweg mit einem Schild am Demonstrationszug entlang; seine Aufschrift: Blumen statt Krenze. Vor dem Ministerium für Kultur bekamen die selbst ernannten Oberen ebenfalls eine geklebt. Alle Bedenken begannen sich in zunehmender Heiterkeit aufzulösen. Wir wurden uns langsam sicher, heute würde kein Blut fließen. Die Kundgebung auf dem Alex, der sich nach widersprüchlichen Angaben mit einer Million Menschen gefüllt hatte (die DDR-Regierung »korrigierte« später auf 300 000 – 500 000), dauerte drei Stunden. Die Regie lag in den Händen (und Füßen) von Ulrich Mühe (er musste viel laufen, um Provokationen abzuwehren). Er führte sie so klug, dass diese Demonstration kein Glück benötigte, um friedlich zu bleiben. Das hatten wohl auch die Regierenden bemerkt.

Mühe ließ nicht nur die Veranstalter zu Wort kommen, sondern auch die Regierungsvertreter, wohl dosiert und in durchdachter Reihenfolge, 26 insgesamt. Keiner nutzte die Gunst der Stunde, aufzuwiegen oder so abzuwiegen, dass sich der Zorn der Massen entlüde. Der kleine Lastwagen als Rednerpult war eben da positioniert, wo sonst die aufgedonnerten Tribünen standen, auf denen die alte

Garde aus Wandlitz sich versammelte, um »ihr« Volk an sich vorbeiziehen und sich feiern zu lassen.

Heiner Müller sprach, obwohl er vorher noch versprochen hatte, nur auf das Podest zu treten, um zu sagen, dass er nichts zu sagen habe. Er las einen Aufruf der »Initiative für unabhängige Gewerkschaften« langsam vor und plädierte – wie dann auch Christa Wolf – für eine friedliche Umgestaltung der DDR von innen heraus, für »revolutionäre Erneuerung«. Obwohl er kaum zwei Minuten benötigte, erschienen seine Ausführungen, unterbrochen von Rufen Arbeiten! Aufhören! wie eine kleine Ewigkeit.

Den Schlusspunkt setzte die 82-jährige Schauspielerin Steffi Spira. Weniger, was sie sagte, vielmehr, wie sie es sagte, brachten ihr Jubel und Zustimmung ein. Lässig rezitierte sie Verse aus dem Lob der Dialektik von Bertolt Brecht, der als Lieferant von Parolen an diesem Tag allgegenwärtig war: So, wie es ist, bleibt es nicht / Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein? / Und aus Niemals wird: Heute noch. Steffi Spira sagte es so, als hätte man die Verse noch nie gehört.

Zum Abgang schlug sie vor: Aus Wandlitz machen wir ein Altersheim! Die über 60- und 65-Jährigen können jetzt schon dort wohnen bleiben – wenn sie das tun, was ich jetzt tue: Abtreten! To-

sender Beifall begleitete sie. Ihre Gestik besagte: Ich gehöre auch zu den Alten, ich habe alles gesagt, jetzt seid Ihr dran! Macht was draus, aber ohne den Weg in den Westen. Der aber kam schon fünf Tage später, am 9. November, völlig überraschend, von niemand geahnt, durch ein Versehen eines verwirrten Funktionärs.

Die offizielle Chronik der Deutschen führt den 9. November 1989 als Tag der »friedlichen Revolution«. Der 4. November spielt in ihr eine nur untergeordnete, wenn überhaupt noch eine Rolle. Durch die Wahl des 3. Oktober als »Tag der deutschen Einheit« wurde auch dieser 9. November an den Rand gedrängt, ein Datum, das schon zweimal deutsche Geschichte schrieb, aber nicht ins nationale Selbstverständnis »passte«: die November-Revolution von 1918 und die »Reichskristallnacht« von 1938. Auch die Chance, unserer Nationalhymne endlich einen Text zu geben, der ohne Auslassung ganzer Strophen hätte gesungen werden können, wurde nicht genutzt. Er lag seit Gründung beider deutschen Staaten bereit. So blieb vom 4. November nur die Frage stehen Wessen ist die Straße? – sowie die Antwort, die an der Rednerbühne angeschlagen war: Die Straße ist unsere Tribüne.

Der Beitrag erscheint in erweiterter Form in der Online-Ausgabe.

Ein lange vergessener Komponist

Der Hofkapellmeister Johann Melchior Molter von Birgitta Schmid

Ein Großteil des rund 600 Werke umfassenden Schaffens des lange vergessenen Kapellmeisters der badischen Markgrafen Johann Melchior Molter liegt noch heute in der Badischen Landesbibliothek. Dies ist dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass dessen Sohn, Hofbibliothekar Friedrich Valentin, den fast vollständigen Nachlass des Geigers und Komponisten der Karlsruher Hofbibliothek übergab. Die Erschließung und Erforschung von Molters Œuvre begann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Mittlerweile liegen über 100 Kompositionen im Druck vor, und etliche seiner Werke sind auf Tonträgern festgehalten. Als erstes wurden die Solokonzerte, vor allem die Trompeten- und Klarinettenkonzerte wiederentdeckt, inzwischen gilt das Interesse seinem gesamten Instrumentalschaffen. Zeugnisse über das Leben Molters sind nur wenige erhalten, Klaus Häfner hat sie in seiner Monographie über den Komponisten 1996 erstmals publiziert.

Ausbildung, Anstellung in Karlsruhe und Studien in Italien

Johann Melchior Molter wurde am 10. Februar 1696 in Tiefenort in Thüringen als Sohn eines Lehrers und Kantors geboren. Die Musik wurde ihm damit gleich doppelt in die Wiege gelegt, war in Thüringen doch eine besonders reiche Musiktradition lebendig. Die erste musikalische Unterweisung erhielt er von Vater Valentin, in seiner zweijährigen Gymnasialzeit in Eisenach profitierte er ganz offensichtlich von der vorbildlichen Musikerziehung an der Schule und vom hohen Niveau der öffentlichen Musik. Er konnte von den Besten lernen, denn Georg Philipp Telemann war von 1708 bis 1712 Konzertmeister und Kantor am Hof des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach, und auch die in der Stadt ansässige Familie Bach stand für musikalische Exzellenz.

Wo Molter seine Musikerlehre absolvierte ist nicht bekannt, jedenfalls war er als Geiger und Komponist gründlich ausgebildet, als er 1717 im Alter von 21 Jahren in die Dienste des Markgrafen Karl Wilhelms von Baden-Durlach trat. Eingestellt wurde er als Violinist, doch bereits 1719 gewährte ihm der Markgraf bei vollem Gehalt einen Studienaufenthalt in Italien. Zu dieser Zeit war Molter schon mit Maria Salome Rollwagen aus Gernsbach verheiratet, mit der er acht Kinder hatte, von denen sechs das Erwachsenenalter erreichen sollten. Molter reiste allein in den Süden, »umb in der Music, mit der Erlernung der Italianischen Manier auch anderer Vortheil und HandGriffe sich mehrers zu habitiren«. In Venedig lernte er wenn nicht die Violinvirtuosen und Komponisten Tomaso Albinoni und Antonio Vivaldi selbst, so doch ihre Werke kennen. Von besonderem Interesse waren für Molter die neue, von Vivaldi stan-



Johann Melchior Molter (Ausschnitt). Foto: BLB

dardisierte dreisätzigige Konzertform und die dreisätzigige Sinfonie nach dem Muster der neapolitanischen Opersinfonie. Von einem Aufenthalt in Rom, den er dem Markgrafen schriftlich ankündigte, ist nichts überliefert.

Nach seiner Rückkehr im Herbst 1721 wurde er zum Konzertmeister und im April 1722 zum Hofkapellmeister ernannt. Dafür bedankte er sich bei seinem Dienstherrn mit sechs hochvirtuosen Violinsonaten, die als *Esercizio Studioso* op. 1 gedruckt wurden. Sie blieben die einzigen Werke, die zu Molters Lebzeiten verlegt wurden. Allerdings waren seine Kompositionen als Abschriften in Süddeutschland so weit verbreitet, dass Molter bereits 1732 vom Schwäbisch Haller Organisten und Kantor Joseph Majer als »vortrefflicher Komponist« und »berühmter Capell-Meister« bezeichnet wurde. Als Hofkapellmeister war Molter für die Bereiche Kirche, Oper und Kammer zuständig, er schrieb Opern und Kantaten, Sonaten, Sinfonien und Konzerte, probte mit den Solisten und bildete junge Musiker, Sängerinnen und Sänger aus. Zu besonderen Anlässen wie Taufen, Hochzeits-, Geburtstags- und Trauerfeiern, aber auch wenn hoher Besuch ins Haus stand wurde von ihm Neues erwartet. Etliche in der Digitalen Sammlung der Badischen Landesbibliothek einsehbaren Handschriften zeugen von höchster Eile – die Einzelstimmen, die im Kerzenlicht gut lesbar sein mussten, sind sorgfältig ausgeführt, die Dirigierpartitur aber ist flüchtig skizziert.

Entlassung und Rückkehr nach Karlsruhe

Hofmusiker waren im 18. Jahrhundert Teil der Dienerschaft, ihr Wohl und Wehe hing unmittelbar von ihrem Fürsten ab. Johann Melchior Molter stand bei Karl Wilhelm zwar in hoher Gunst, dennoch musste er erleben, dass dieser 1733 sein Orchester wegen des Polnischen Thronfolgekrieges auflöste. Als schwacher Trost blieb ihm, dass der Kapellmeistertitel für ihn reserviert wurde. Zu Molters Glück fügte es sich, dass der Eisenacher Kapellmeister im Februar dieses Jahres verstorben war und er an dessen Stelle engagiert wurde. Nach dem Tod seiner Frau Maria Salome im August 1737 gelang es ihm noch einmal, einen Dienstherrn von der Notwendigkeit einer Italienreise zu überzeugen; in Rom zeichnete Pier Leone Ghezzi das einzige Porträt, das wir von Molter kennen. Noch in Italien, erreichte ihn im Mai 1738 die Nachricht, dass Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach gestorben war, und er eilte nach Karlsruhe, um die Trauermusik zu komponieren. Die Musik mit dem Titel »Opfer der Treue« ist verloren, überliefert wurde, dass sie viel Beifall fand.

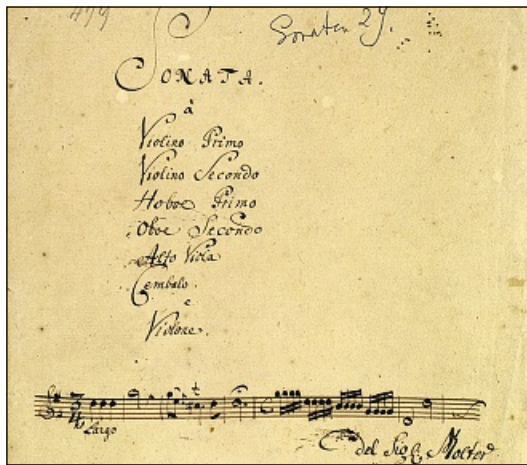
Während der Eisenacher Jahre pflegte Molter mit der Übersendung neuer Werke die Verbindung nach Karlsruhe. Das zahlte sich aus, als nach dem Tod Wilhelm Heinrichs von Sachsen-Eisenach im Juli 1741 die dortige Hofhaltung aufgelöst wurde. Molter zog zurück nach Karlsruhe und bewarb sich um Wiedereinstellung, die im Februar 1743 erfolgte. Bis zu seinem Tod am 12. Januar 1765 blieb er Hofkapellmeister. Der neue Markgraf Karl Friedrich, ein begeisterter Flötenspieler, beauftragte Molter Anfang 1747 mit der Reorganisation der Hofmusik: Das Orchester bestand nun aus zwei bis drei Trompeten, Pauken, zwei Hörnern, zwei Oboen und Flöten, ein bis zwei Fagotten, Streichern und einer Continuo-Gruppe. Anfang 1751 heiratete Karl Friedrich Caroline Luise von Hessen-Darmstadt, durch die der Karlsruher Hof einen weiteren kulturellen Aufschwung erlebte. Es ist anzunehmen, dass die junge Markgräfin bei der musikalischen Unterhaltung zuweilen selbst am Cembalo saß. Molters Sachverstand war nicht nur bei Hofe gefragt: So wurde er zugezogen, als es 1759 um die Einweihung der neuen Stumm-Orgel in der Durlacher Stadtkirche ging. Dabei begleitete er den Aufbau des Instruments und komponierte die Musik zur Einweihung.

Molters Werk zwischen Barock und Klassik

Zwischen etwa 1720 und 1760 war Johann Melchior Molter am produktivsten. Diese Epoche markiert den Übergang zwischen Barock und Klassik, eine Zeit, in der neue musikalische Gattungen entstanden und intensiv experimentiert wurde. In Abkehr zum strengen polyphonen Stil wurde

weitgehend auf den „gelehrten“ Kontrapunkt verzichtet, kurze, leicht fassliche melodische Motive und Verständlichkeit wurden zum Ideal. Neu entwickelte Instrumente bereicherten das Farbspektrum der Orchester und forderten die Komponisten heraus, bis dahin unerhörte Klangkombinationen auszuprobieren. Von seinen Konzerten für ein bis zwei Solisten, die Molter für sich und seine Musiker in Karlsruhe und Eisenach schrieb, sind rund 50 überliefert. Etliche Musiker der Karlsruher Hofkapelle beherrschten mehrere Instrumente, und so konnte er nicht nur auf Trompete, Geige, Flöte, Oboe, Violoncello und Fagott als Soloinstrumente zurückgreifen, sondern auch die Möglichkeiten von Klarinette oder Flauto d'amore erproben. Molters sechs Konzerte für Klarinette gehören zu den frühesten Solokonzerten für dieses Instrument, das um 1700 in Nürnberg entwickelt wurde.

Das Molter-Werkverzeichnis von Klaus Häfner verzeichnet 169 Sinfonien in unterschiedlicher Besetzung. Die meisten sind dreisätzig, zehn Sinfonien



Titelblatt Sonata grossa G-Dur mit Incipit und Angabe des Verfassers Johann Melchior Molter (Ausschnitt). Foto: BLB

nien aus der zweiten Karlsruher Schaffenszeit haben bereits einen vierten Satz, ein Menuett. Er schrieb auch etliche Ouvertüren im französischen Stil, wobei er die meisten Tänze durch Allegrosätze und Charakterstücke ersetzte. Molters ureigenster Beitrag bei der Suche nach neuen formalen Wegen ist die vier- bis fünfsätzig Sonata grossa für Orchester mit der Satzfolge Largo, Allegro – Fuga – Andante/Aria – Alla breve – Allegro. Interessant ist hier die direkte Gegenüberstellung der barocken „gelehrten“ Fuge mit einem „empfindsamen“ kantablen Andante: Molter rückte hier gleichsam seine musikalische Herkunft aus der thüringischen Kantorentradition mit den neuen Ausdrucksmöglichkeiten der Vorklassik zusammen. Von Molters Opern für Karl Wilhelm ist die Musik verschollen, das Gleiche gilt für seine Trauermusiken und viele seiner Kantaten. Kammermusik zu zwei bis vier Stimmen, Musik für Tasteninstrumente und Bläser-Ensembles, Märsche, Tänze und Vokalstücke schlummern bis heute ihrer Wiederentdeckung entgegen.

Karlsruhes langer Weg zum Rhein

Das Projekt eines Ludwigskanals von Gottfried Leiber

Der Transport auf dem Wasserweg ist noch heute eine wirtschaftliche Art der Warenbeförderung. Das galt natürlich besonders in früherer Zeit, als die Landwege noch ungenügend ausgebaut und häufig in schlechtem Zustand waren. Für schwere Lasten kam ein anderer Transportweg gar nicht in Frage. Die Nähe zu einem Fluss war demnach ein großer Vorteil für die Lage eines Ortes. Um die zu nutzen, stand oftmals auch der Bau eines künstlichen Wasserwegs, eines Kanals, zur Diskussion, so auch in Karlsruhe. Ingenieur Joseph Haberstroh wies im Dezember 1824 in seinem „Gutachten über die Anlegung eines schiffbaren Rheinkanals“ darauf hin: „Schon in früheren Zeiten haben große und kleinere Staaten Europas die Anlegung schiffbarer Canäle zur Beförderung und Erleichterung der inneren Communication, wodurch die Gewerbe und der innere Verkehr die bedeutendsten Vortheile gewinnen, sich angelegen seyn lassen“. Verständlich, dass Markgraf Karl Wilhelm den Rhein für die Lage seiner Residenzstadt im Auge behielt. Ähnlich hatte sich auch Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, sein schwäbischer Schwager, für das näher zum Neckar gelegene Ludwigsburg als seinen neuen Sitz entschieden.

Erste Überlegungen im 18. Jahrhundert

Offenbar schon früh erwog man in Karlsruhe die Möglichkeit, einen Kanal vom Rhein anzulegen. Zwar sind hierzu keine schriftlichen Dokumente bekannt, allerdings einschlägige Berichte erhalten. So erwähnt zum Beispiel Major Silberrad von der Suite in seinen „Gemeinnützigen Vorschlägen“ von 1854, dass „schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie ich als Knabe von alten Leuten erzählen hörte, von der Herstellung eines Carlsruher Rheinhafens zur Belebung des Handels und der Industrie die Rede war“. Diesem Schriftstück entnehmen wir an anderer Stelle, dass „der Schiffskanal nach dem ersten Stadtplan in einer Allee und in gerader Richtung bis in den

Rhein sich hinzieht, so dass man auf dem Großherzoglichen Schlossturm, der für die ganze Anlage der Stadt und ihrer Umgebungen als das Centrum angenommen ist, die ab- und zufahrenden Schiffe von Karlsruhe bis an den Rhein durch die Alleen mit Vergnügen beobachten könnte“. Die Planungsidee, die Residenzstadt durch einen schiffbaren Kanal mit dem Rhein zu verbinden, so lesen wir in einem anderen alten Papier, sei ein „in frühen Zeiten gemachter Vorschlag (...) schon längst gewünscht.“

Das Vorbild des Karlsruher Stadtplans

Für ein solches Vorhaben gibt es jedoch ein Beispiel, das nach dem einhelligen Urteil der Historiker zugleich als das eigentliche Vorbild für die erste bauliche Konzeption Karlsruhes gelten kann, die aus der sternförmigen Anlage von Waldwegen entwickelt wurde: der Entwurf „Porte et Place de France“, die nicht ausgeführte Hafen- und Platzanlage in den Sümpfen von Temple im Osten von Paris. Der Plan ist erhalten in einem Kupferstich von Claude Chastillon von 1610, der, noch heute nachweisbar, in mehreren Exemplaren zum Bestand der Markgräflichen Bibliothek gehört hat.

Der Stich zeigt einen Platz mit einer im Halbkreis angeordneten dreistöckigen Bebauung mit Arkaden. Vom geometrischen Mittelpunkt des Platzes gehen radial gerichtete Straßen aus. Hinter prächtigen Stadthäusern führt eine Straße in Zirkelform vorbei, an die ein Gebiet mit niedrigerer Bebauung anschließt. Die Ähnlichkeit dieser Anlage mit dem frühen Karlsruhe ist verblüffend, trotz einiger Abweichungen: etwa der geringeren Zahl an Straßen, dem Fehlen der mittleren Straße oder einem Torbau als Mittelpunkt anstelle des Schlosses. Dennoch war, wie gesagt, der Entwurf Chastillons sehr wahrscheinlich die entscheidende Anregung für den Ausbau der Waldwege in einen Straßenfächer mit einer Blockrandbebauung.

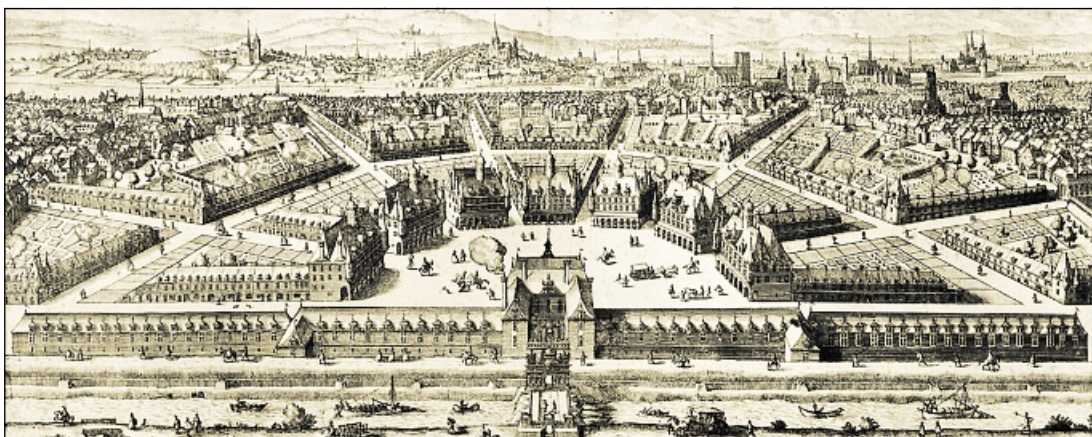
Doch der Entwurf Chastillons zeigt noch ein anderes bedeutendes Detail, das bei unserem Thema von besonderem Interesse sein muss. Im Vordergrund, außerhalb der Platzanlage, sehen wir Masten und Segel, Schiffe, die Lasten befördern auf einem Kanal, der hinter Markthallen und Magazinbauten vorbeiführt. Auch Weinbrenner wird 1802 in seinem ersten Stadtvergrößerungsplan in vergleichbarer Lage einen Kanal parallel zur heutigen Moltkestraße einzeichnen, den er in allen seinen Stadtvergrößerungsplänen zugleich als Grenze für die nördliche bauliche Stadterweiterung beibehalten wird. Dieser Wasserweg soll vom Rhein zum Karlsruher Schloss leiten und sich dort in seiner östlichen Verlängerung mit dem in der Trasse der heutigen Richard-Willstätter-Allee verlaufenden Steinschiffkanal verbinden.

Kanalpläne von Weinbrenner und Tulla

Auch Weinbrenner verweist in den Erläuterungen zu seinen Stadtplänen darauf, dass der Bau eines solchen Kanals schon in früherer Zeit im Gespräch gewesen sei. Doch ist die Frage, wer eigentlich den Karlsruher Kanal geplant hat, bis heute nicht geklärt. Weinbrenner gesteht, seine Kenntnisse als Architekt seien „hierin zu eingeschränkt, als dass ich diese Aufgabe Wasser hierher zu bringen, gehörig und bestmöglichst auflösen könnte.“ Johann Gottfried Tulla andererseits antwortet seinem Brieffreund Kroencke in Darmstadt – verbunden mit einigen abschätzigen Bemerkungen über Weinbrenner –, „das Projekt der Anlegung eines schiffbaren Canals von Karlsruhe an den Rhein ist nicht von mir.“ Jedoch treten beide, vor allem Weinbrenner, nachweislich bis in die 1820er Jahre für das Karlsruher Kanalprojekt ein.

Für Markgraf Karl Wilhelm jedenfalls war die günstige Lage der Stadt zum Rhein ein wichtiger Aspekt für die Ansiedlung neuer Bürger. In den Privilegien des Jahres 1722 hebt der Fürst ausdrücklich auf die „Verbesserung des Handels“ ab wie auch auf die „Einleitung des zu allerhand Manufacturen und Commerciens recht erwünschten und sehr bequemen Situation (...)“. In diesem ernstlichen Vorhaben auch Unsere Fürstliche Residenz um mehr denn eine Meyl-Weegs näher gegen den Rhein und Unsere daselbst habende ordentliche Ueberfahrt, nemlich bis nach Karlsruhe, gerücket.“

Weinbrenner jedenfalls wird nicht müde, eindringlich immer wieder die Bedeutung des künstlichen Wasserwegs und seine damit verbundenen Vorteile für Handel und Gewerbe zu betonen. Er wünsche, „dass man das schon vor vielen Jahren vorgeschlagene Projekt, ein größeres und schiffbares Wasser nach Karlsruhe zu bringen, nicht außer acht lassen möchte. Es wäre vielleicht ein nicht zu großes, und doch ein so wichtiges, die natürliche Lage von Karlsruhe durch Kunst so umzuschaffen, dass hier Handel und Gewerbe entstehen und besser fort kommen könnte (...) warum sollte



Porte et Place de France. Kupferstich von Claude Chastillon von 1610.

Fortsetzung Seite 4

denn auch nicht möglich sein, nach Karlsruhe, das in der Nachbarschaft Flüsse und selbst davon den Rhein hat, schiffbares Wasser zu bringen?“ Weinbrenner denkt dabei vor allem an den Handel und das Speditionsgewerbe.

1809 zeichnet Weinbrenner in den Stadtvergrößerungsplan auf der Höhe der heutigen Pädagogischen Hochschule am Kanal eine Schiffsanlegestelle ein, 1810 eine zugehörige Platzanlage mit „Kauf- und Warenmagazinen“. Die Form des Kaufhausplatzes behält Weinbrenner auch in seinen beiden nicht ausgeführten Stadtvergrößerungsplänen von 1812 und 1818 bei.

Tulla entwickelte 1824 mehrere Varianten für die Linienführung des erforderlichen Zuleitungskanals mit Wasser aus der Alb sowie eine Kosten-Nutzen-Analyse. Doch im Ergebnis war er davon überzeugt, dass der Bau eines Rheinkanals aus

technischen wie finanziellen Gründen kaum zu vertreten sei. Im folgenden Jahr distanzierte sich Tulla endgültig von dem Vorhaben und auch Weinbrenner musste sich schweren Herzens den überzeugenden Argumenten Tullas anschließen.

Das Ende der Pläne für einen Kanal zum Rhein

Nach dem Ableben der beiden großen Planer war es dann allein noch der Karlsruher Gemeinderat, der entgegen aller fachlichen Bedenken an dem Projekt „Kanal Ludwig“ festhielt. 1828 fand sich in der Tat ein Unternehmer, der innerhalb von 18 Monaten die Baumaßnahme bewältigen wollte. Zur Finanzierung sollte, wie bei vergleichbaren Kanalbauten andernorts, eine Aktiengesellschaft gegründet werden. Als das Innenministerium je-

doch die Hinterlegung einer Kaution von 100 000 Gulden verlangte, winkte der Bauunternehmer ab. Und dennoch ließ der Gemeinderat nicht locker. Mehrmals noch griff er in den Folgejahren das Projekt auf, zum letzten Mal 1858, über dreißig Jahre nach Weinbrenners Tod. Im Jahr darauf jedoch scheiterte das Vorhaben endgültig. Die zuständige Wasserbaubehörde schrieb, sie sei durch die Planung der „Eisenbahnbauten“ voll beansprucht und daher nicht in der Lage, „ein so umfassendes Projekt wie das über die Verbindung der Stadt mit dem Rhein durch Erbauung eines Canals mit der erforderlichen Gründlichkeit zu prüfen.“ Beamte also haben einer wohl mehr als eineinhalb Jahrhunderte lebendigen Planungs-idee ein jähes Ende bereitet. Mit der Schiene war ein neues technisches Zeitalter für das Transportwesen angebrochen.

Carlsruher Blickpunkt

Ein fragwürdiges Ehrenmal von Jürgen Schuhlade-Krämer

Wer in der Hildapromenade am Grünstreifen beim Haydnplatz vorbeigeht oder -fährt, wird vermutlich schon einmal den wuchtigen Steinblock aus Muschelkalk bemerkt haben, 1,68 Meter hoch und 2,90 x 1,38 Meter in der Fläche. Doch nur die wenigsten dürften dieses als Sarkophag gestaltete Denkmal bewusst wahrnehmen. Den Zweck teilt die Aufschrift auf der Vorderseite mit: „DIE 35. DIVISION IHREN GEFALLENEN 1939–1945“. Die Rückseite listet die verschiedenen Einheiten dieser Wehrmachtsdivision auf, die Seitenflächen zieren das Erkennungszeichen der Einheit, ein stilisierter Fisch (Symbol seit 1941 in Anlehnung an den damaligen Kommandeur General Walther Fischer von Weikerthal) sowie das deutsche militärische Ehrenzeichen schlechthin, das Eisener Kreuz. Dieses Ehrenmal gehört zur Gattung Kriegerdenkmäler, von denen nach dem Ersten Weltkrieg zahlreiche in der Stadt geschaffen wurden. Für eine nationalsozialistische Wehrmachtsdivision gibt es hingegen nur dieses eine im öffentlichen Raum in Karlsruhe.

Eingeweiht und der Stadt übergeben wurde es am 30. Mai 1964 vom „Kameradendienst der 35. Infanteriedivision e.V.“ anlässlich ihrer dritten Wiedersehensfeier. Der Ausführungsentwurf stammt vom Karlsruher Kunstmaler und Buchillustrator Bogislav Groos (1905–1969). Die beiden steinernen Sitzbänke davor wurden 1971 aufgestellt. 1964 hatte der Vorsitzende des „Kameradendienstes“, Dr. Eberhard Knittel (1899–1989), bei der Feierlichkeit ausgeführt: „zusammenfassend muss gesagt werden: Wir haben nicht den geringsten Anlass, [...] uns unserer soldatischen Vergangenheit zu schämen“, und, „in der Treue, in der Kameradschaft, in der Tapferkeit und in der vaterländischen Gesinnung, geben die alten Soldaten ein Vorbild ab“. Hier wurde der Mythos eines zeitlosen Soldatenbildes gepflegt, das keinerlei Kritik duldet oder diese stets als angebliche Lüge und Beschmutzung einer imaginierten Soldatenehre abzuweisen suchte.

Die Beteiligung der Division an Kriegsverbrechen

Die 35. Infanteriedivision, die 1941 unmittelbar vor Moskau stand, war an Kriegsverbrechen in der Sowjetunion beteiligt. Sie war 1936 mit Divisionsstab in Karlsruhe aufgestellt worden und hatte Einheiten verteilt auf Baden und Württemberg. Die historische Forschung hat ihre wesentliche Beteiligung beim Großverbrechen von Ozarichi, 150 Kilometer südöstlich von Minsk nahe Bobrujsk gelegen, im Frühjahr 1944 aufgearbeitet. Das Oberkommando der 9. Armee der Heeresgruppe Mitte hatte im März 1944 angesichts der aussichtslosen militärischen Lage einen Rückzug geplant unter Verbringung der arbeitsfähigen Bevölkerung zur Zwangsarbeit in das Reich. Die nichtarbeitsfähige Bevölkerung, Sieche, Alte und Kranke, sollten dagegen in den aufzubehaltenden Raum geschaffen werden, um sie nicht ernähren zu müssen und sie der Roten Armee zuzutreiben. Diese sollte bei ihrem Vormarsch durch die zahlreichen Typhus- und Fleckfiebererkrankten aufgehalten werden. Zu diesem Zweck waren in der vom 12. bis 19. März dauernden Aktion sieben Konzentra-



Foto: Stadtarchiv

tionslager im Sumpfwald bei Ozarichi errichtet worden, ohne Baracken und sonstige Anlagen, allein mit Stacheldraht und Maschinengewehr-Türmen umgeben. Verschiedene Wehrmachteinheiten, darunter die 35. Infanteriedivision, trieben über 40 000 Zivilisten in die Lager. Schon beim Marsch in die Lager starben viele Zivilisten entkräftet oder wurden erschossen, auch in die Lager selbst wurde hineingeschossen. Mindestens 9 000 Menschen wurden so unter Verantwortung der Wehrmacht, weniger des Sonderkommandos 7a der SS-Einsatzgruppe B, ermordet.

Daneben war die 35. Division verantwortlich für zahllose andere Verbrechen in der Sowjetunion. Dieser Krieg war von vornherein als „Eroberungs- und Vernichtungskrieg“ angelegt. Im Minsker Nationalarchiv liegen viele Dokumente, die zeigen, dass Angehörige der 35. Infanteriedivision beim Vormarsch 1941 wie bei den anschließenden Rückzügen Zivilisten erschossen, Häuser und Dörfer nieder brannten und auch Frauen vergewaltigten.

Die Vorgeschichte der Denkmalssetzung

Die „Kameradschaft“ der 35. Infanteriedivision hatte im Januar 1952 in einem Schreiben an den Karlsruher Oberbürgermeister Günther Klotz gefordert, am früheren Divisions-Standort Karlsruhe ein „würdiges“ Denkmal zu errichten, etwa eine stehende oder liegende Bronze-Platte. Hinzugefügt wurde, dass „der Friedhof nicht in Frage kommt, sondern die Kameradschaft Wert darauf legt, dass das Denkmal in der Mitte der Stadt [...] Aufstellung findet“, möglichst beim Ettlinger oder Mühlburger Tor. Im Rathaus reagierte man zustimmend und beauftragte das Stadtplanungsamt, die Umsetzung zu unterstützen.

Die Wünsche der Kameradschaft zur Errichtung eines Denkmals fielen in eine Zeit, in der in der Bundesrepublik Deutschland die Entnazifizierung zugunsten der Integration ehemaliger nationalsozialistisch Belasteter abgebrochen und die Wiederbewaffnung geplant und durchgesetzt worden waren. Das „131er-Gesetz“ regelte 1951 die Wiedereingliederung von Beamten und von ehemaligen Berufssoldaten der Wehrmacht. Der Kalte Krieg und die Konfrontation mit der Sowjetunion ließen den nationalsozialistischen Krieg gegen

diese im Nachhinein sogar gerechtfertigt erscheinen. Die Stadt schlug der „Kameradschaft“ als Platz für das Denkmal den Nymphengarten oder die Grünfläche bei der Christuskirche vor. Die Pläne der „Kameradschaft“ gingen inzwischen über eine bronzene Platte hinaus. Der erste Skizzenentwurf noch aus dem Jahr 1952 zeigt ein Denkmal größerer Dimension, mehr einen monumentalen Sarg oder gar einen Altar. 1957 wurde dem Oberbürgermeister ein nicht mehr überlieferter Entwurf zugesandt, der wohl nicht wesentlich von der Skizze von 1952 abwich. Die zwischenzeitliche Idee, das Denkmal mit einem Stahlhelm auszuführen, schien der „Kameradschaft“ selbst überdimensioniert, weswegen sie alternativ einen Eichenkranz vorschlug. Bei dieser Gelegenheit sprach sie dem Oberbürgermeister und seinen Mitarbeitern bereits den „herzlichen Dank“ für das entgegengebrachte Wohlwollen aus.

Der weitere Verlauf der Denkmalssetzung lässt sich nur mittelbar erschließen, da die Aktenüberlieferung abbricht. Die Kameradschaft schlug von der Stadt angebotene Standorte etwa an der Ecke Moltkestraße, Parkring aus, da er ihr zu peripher erschien. Sie wünschte beharrlich die Aufstellung am Friedrichsplatz in der Platzmitte vor dem Museum. Der Gemeinderat hatte sich allerdings laut den Tagesordnungen und den Offenlagen nie mit der Denkmalaufstellung befasst. Der schließlich 1964 gefundene Platz liegt eher außerhalb der Stadtmitte, dabei nahe der Kaserne des ehemaligen 109. Infanterieregiments, einer der Einheiten der 35. Division.

Die relativ lange Zeit bis zur Ausführung des Denkmals war keiner grundsätzlichen Auseinandersetzung geschuldet, sondern der Problematik, dass Flächen in Karlsruhe in der zweiten Wiederaufbau- und der Neugestaltungsphase Änderungen unterworfen waren. Ein anderer Grund war, dass die „Kameradschaft“ die Einweihung des Denkmals und eine Publikation zur Geschichte der 35. Division zusammen fallen lassen wollte.

Das Denkmal verwendet in seiner äußeren Form nur scheinbar eine andere ästhetische und Formsprache als Kriegerdenkmäler zum Ersten Weltkrieg. Die Stilisierung des Helmentums deutscher Soldaten war mit der kompletten Niederlage der Wehrmacht und dem Untergang des verbrecherischen NS-Staates nicht mehr möglich. So werden in diesem Denkmal die Wehrmachtsoldaten nun selbst zu „Opfern“ umgedeutet, ihre Täterschaft an Verbrechen verschwiegen, keine Verantwortlichkeiten thematisiert. Das Denkmal ist damit auch steingewordener Umgang mit der NS-Geschichte und der Wehrmacht in der Frühphase der Bundesrepublik Deutschland. In Kenntnis der Beteiligung der Division an Kriegsverbrechen fordert die Präsenz des Denkmals im öffentlichen Raum Widerspruch heraus.

Herausgeber/Redaktion: Dr. Manfred Koch
Herstellung: Badendruck

„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003
unter: www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de